

(Nachdruck verboten.)

18]

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Als Süßmilch und sein Gefolge den Bahnhof verlassen, empfing sie eine lärmende Menge, die nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, sich auf die verhassten Liberalen zu stürzen.

Süßmilch ließ sich indessen nicht im geringsten aus seiner Ruhe bringen. Er hatte sein leutseligstes Lächeln aufgesteckt und grüßte unaufhörlich nach allen Seiten mit einer Liebenswürdigkeit, als ob die Schimpfworte und Drohungen, die man ihm entgegenzuschleuderte, freundschaftliche Zurufe gewesen wären.

Auf dem Hofe entwickelte sich ein reiner Regenabbath. Die halb und ganz betrunkene Menge johlte und kreischte, während die Lassower Schutztruppe der Liberalen den Süßmilch ununterbrochen hochleben ließ. Hier war es auch, wo die mit Teßmer verfeindeten Fabrikbauern und ihre Arbeiter zum liberalen Haufen stießen und in die Hochrufe auf Süßmilch einstimmten.

Endlich hatten sich die Liberalen den Weg in die Gaststube gebahnt. Anrängt von seinen Getreuesten zog sich Süßmilch in das Hinterzimmer zurück, während in der Gaststube die Geister noch heftiger aufeinanderplagten.

Der große Saal hatte sich nach wenigen Minuten gefüllt. Die Gutsbesitzer hatten die in der Mitte stehenden Tische besetzt, während die übrige Menge den hinteren Theil des Saales füllte. Da nicht genügend Raum vorhanden war, standen noch einige Hunderte im Garten, auf dem Hofe und in dem Hausflur. Die Fenster und Thüren des Saales waren weit geöffnet, so daß zwischen den darin befindlichen und den draußen stehenden Massen eine enge Verbindung herrschte.

Teßmer, Dr. Nessel, Dr. Weichlich, der Schulze Schneider und ein Duzend Großbauern saßen gerade vor der Rednerbühne, auf der nur ein altes Schulpult, ein Tisch und einige Stühle standen. An einem Nebentische saßen der Gendarm, der Oberinspektor Zeller und eine Anzahl Teßmer'scher Wirtschaft's- und Grubenbeamten. Ganz in der Nähe hatten auch der Bauer Steinig und verschiedene Fabrikbauern Platz genommen, die aus Haß gegen Teßmer ihre liberale Gesinnung möglichst auffällig zur Schau trugen.

Unter den im Hintergrunde stehenden Kleinbauern, Handwerkern, Tagelöhnern, Grubenarbeitern und Knechten herrschte ein entsehlisches Gedränge, in dem sich besonders die jugendlichen Versammlungsbesucher gottvoll amüßten. Es entwickelte sich allmählig die lustigste Jahrmarttsstimmung, wozu das Freibier und der Schnaps ihr Haupttheil beitrugen.

Da, wo das Gedränge am stärksten war, hatte Stümppler Aufstellung genommen. Mit der Würde eines Mannes, der hoch über diesem unwissenden Volke steht, sprach er unaufhörlich in seine Umgebung ein. In der Brust des ehemaligen Schulmeisters, der nun eine kümmerliche Existenz als Versicherungsgagent, Winkeladvokat und wer weiß was alles trieb, erwachte der ganze Stolz des Deklassierten.

Seit ihm die Liebe zur Schnapsflasche seine Stellung gekostet hatte, war es rasch mit ihm bergab gegangen. Mit dem Grste eines kompletten Narren behauptete er täglich, den Stein der Weisen gefunden zu haben, und hatte nur noch ein mitleidiges Achselzucken für diejenigen, die seiner Entdeckung ungläubig gegenüber standen. Allmählig war er der Hanswurst der ganzen Gegend geworden, an dem besonders die liebe Jugend ihre billigen Scherze ausließ.

Auch heute herrschte die ausgelassenste Stimmung in seiner Nähe. Je eindringlicher er politisirte, schimpfte und schwachte, um so übermüthiger wurden die Boffen, die man ihm spielte. Da er längst über den Durst getrunken hatte, begann er sich, die dummen Streiche mit einigen ärgerlichen Redensarten zurückzuweisen. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete er auf die Saalthür, durch die jeden Augenblick die Süßmilchianer eintreten mußten, denn der Acht-Uhr-Zug war eben vorbeigefahren. Auch unter den übrigen Versammlungsbesuchern waren die Erregung und die Unruhe bis auf höchste gestiegen.

Das plötzliche Erscheinen Süßmilch's und seiner Begleiter

ließ einen Augenblick den allgemeinen Lärm verstummen. Als der Großkonfektionär die Klingel zum Zeichen der Versammlungseröffnung ertönen ließ, herrschte eine lautlose Stille.

„Bevor ich das Wort unserem verehrten Freunde Dr. Süßmilch ertheile,“ so hub er an, „möchte ich mir noch eine Bemerkung erlauben. Der Saal hier ist von mir gemiethet; den Kontrakt habe ich dem Herrn Wachtmeister — er zeigte dabei auf den Gendarmen — bereits vorgelegt. Ich hoffe also, daß die geehrten Anwesenden nicht vergessen werden, daß sie meine Gäste sind. Stwaigen Lärmmachern oder Ruhestörern gegenüber müßte ich mein Hausrecht rücksichtslos gebrauchen. Indessen hoffe ich —“

Der Redner kam nicht weiter. „Bureau-wahl! Bureau-wahl!“ tönte es mit heiferer Stimme aus dem dunkelsten Winkel.

„Jawohl! Bureauwahl! Bureauwahl!“ hallte es hundertfältig wieder aus allen Theilen des weiten Saales.

Ein lärmendes Durcheinander brach los. Vergeblich handhabte der Großkonfektionär seine Glocke! „Bureauwahl!“ „Ruhe!“ schallte es abwechselnd und vielstimmig hin und her. Endlich legte sich der Sturm ein wenig.

„Meine Herren!“ schrie der unausgeseht die Klingel schwingende Konfektionär, „ich bitte um Ruhe! Meine Herren!..“

„Wir sind keine Herren! Wir sind deutsche Männer; wir sind Bauern und Arbeiter! Bureauwahl! Bureauwahl!“ Stümppler schrie wie ein Rasender, schlenkerte beide Arme in der Luft und schüttelte seinen großen Kopf, daß der lange, weiße Bart wie im Winde hin- und herflog. „Bureauwahl!..“

Nachdem die Menge einige Minuten getobt und gelärrt hatte, Süßmilch und seine Fremde an einem glatten Verlauf der Versammlung bereits zweifelten, trat auf einige Sekunden Ruhe ein, die nur durch Stümppler's hartnäckige Bureauwahlrufe unterbrochen wurde.

„Meine Herren, ich muß eine Bureauwahl ablehnen! Sie sind meine Gäste und ich behalte mir das Recht, hier im Saale allein zu bestimmen, vor. Den Herrn mit dem grauen Bart, dort, erjuche ich aber, sich ruhig zu verhalten!“

„Ich heiße Stümp—leer! Bureauwahl! Bureauwahl!“ „Herr Stümppler, ich fordere Sie auf, jetzt den Saal zu verlassen!“ schrie der Großkonfektionär dem heftig Gestikulirenden zu.

Ein toller Lärm und hundertfältiges Gelächter waren die Antwort.

„Lösen Sie doch die Versammlung auf!“ wandte sich Teßmer an den Gendarmen. Der Gendarm erhob sich.

„Herr Stümppler!“ rief der Großkonfektionär mit Stentorstimme, „ich fordere Sie zum zweiten, zum dritten Male auf, den Saal zu verlassen! Herr Wachtmeister, ich bitte Sie, das Gejeh zu schützen und den Herrn aus meinem Saale zu führen. Jede weitere Verantwortung ruht nun auf Ihnen, Herr Wachtmeister!“

Einen Augenblick stand der Gendarm unschlüssig; dann trat er auf Stümppler zu, während der Lärm mit einem Schläge verstummte.

„Herr Stümppler, verlassen Sie das Lokal!“ rief der Gendarm dem Alten zu.

Die Menge glaubte im ersten Augenblicke, nicht recht gehört zu haben, und Stümppler machte eine Miene, als sei er plötzlich aus dem Schlafe erwacht. War das nicht unerhört? Der Gendarm spielte den Handlanger der Liberalen, er wagte es, sich an Teßmer's Agenten zu vergreifen?

„Machen Sie keine Umstände, Herr Stümppler, sonst muß ich Gewalt brauchen!“

Sprachlos vor Ueberraschung schickte sich der Alte an, nach der Thür zu gehen. Bei jedem Schritte schwankte er bedeutlich nach rechts und links. Nun brach ein allgemeiner Sturm von Heiterkeit los, in den Stümppler einstimmte. Er schimpfte, lachte, schrie, lallte, während seine jugendlichen Freunde ihn unterfaßten und unter lautem Gejohle nach dem Ausgange trugen.

An der Thür machte der Alte einen vergeblichen Versuch, im Saale zu bleiben; dann verschwand er unter der Menge der Draußenstehenden, während im Saale ein allgemeines Gelächter und Geschrei dem Vorgange folgten.

Am wüthendsten geberdete sich der Ortschulze Schneider. Er schien es dem Stümpfer geradezu nachmachen zu wollen.

„Herr Ortsvorsteher,“ wandte sich der Großkonfektionär an diesen, „ich muß Sie bitten, sich ruhig zu verhalten, sonst bin ich gezwungen, auch Sie aus dem Saale zu weisen. Hoffentlich bringen Sie mich aber nicht in diese unangenehme Lage!“

Sowohl Schneider wie die Versammlung starren den Großkonfektionär einige Sekunden sprachlos an. Das wurde ja immer schöner; jetzt ging man sogar dem Schulzen zu Leibe, dem Schulzen, der an Tesmer's Tische saß.

Geschickt benutzte der Großkonfektionär die kurze Ruhepause und rief: „Und nun ertheile ich das Wort dem Herrn Dr. Süßmilk!“

Che noch die Menge Zeit hatte, sich von ihrer Ueber- raschung zu erholen, stand Dr. Süßmilk bereits mit lächelnder Miene auf dem kleinen Podium und begann:

„Meine lieben Freunde und verehrte Anwesende! Ich hätte nie geglaubt, daß es in Wiesenau so lustig hergehen könnte. Ich bin nicht das erste Mal hier, aber so spaßig, wie heute, habe ich meinen alten Freund Stümpfer noch nie gesehen. Wenn ich daran denke, daß draußen die liebliche Maillust über die Fluren streift, muß ich eigentlich zugeben, daß er der Ver- nünftigste von uns allen war, indem er sich an die Luft setzen ließ, während wir hier im Schweize unseres Angesichts und im Tabaksqualm die nächsten Stunden verbringen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Richard Wagner's Sozialistische Anschauungen.

Von Dr. Alfr. Chr. Kalischer.  
(Schluß.)

Hier kommt denn Wagner auf die große soziale Bewegung der Zeit zu sprechen. Ich meine damit nicht die Fourieristischen Momente, wovon uns Bebel, wie erwähnt, eine Probe mitgeteilt hat, ich meine vielmehr das große soziale Problem von der Pflicht zur Arbeit für Jedermann. Wie äußert sich denn — so fragt Wagner — die revolutionäre Kraft in der sozialen Bewegung? Ist es ein Hand- werkertrotz, der daraus spricht? Soll etwa die Pflicht zu arbeiten ver- allgemeinert werden? Will der Handwerker nicht, „wie aus Mache, das Prinzip der Arbeit zur einzig berechtigten Religion der Gesellschaft erheben? Den Reichen zwingen, gleich ihm zu arbeiten, um auch im Schweize seines Angesichts sein täglich Brot sich zu verdienen?“ Würde aber nicht dadurch „das menschenwürdige Handwerkerthum zur absoluten Weltmacht“ erhoben — und so die Kunst „geradezu für alle Zeit unmöglich“ gemacht?

Allein — so führt Wagner des weiteren aus — die so reden, ver- kennen das eigentliche Wesen der großen sozialen Bewegung. In ihr ruhe vielmehr der berechtigte Drang nach würdigem Genuße des Lebens, — genau betrachtet gerade „der Drang aus dem Handwerkerthume heraus zum künstlerischen Menschenthum, zur freien Menschen- würde.“

Gerade an der Kunst sei es, diesen sozialen Drang seine edelste Bedeutung erkennen zu lassen, ihm seine wahre Richtung zu zeigen. „Aus ihrem Zustande zivilisierter Barbarei kann die wahre Kunst sich nur auf den Schaltern unserer großen sozialen Bewegung zu ihrer Würde erheben: sie hat mit ihr ein gemeinschaftliches Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen. Dieses Ziel ist der starke und schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit.“

Hieran ist wohl die Grundansicht richtig, aber nimmermehr die Folgerung. Das ist moderner Hellenismus, kein Sozialismus. Vielmehr hat die dramatische Kunst nur die sozialen Probleme als solche in ihren Bereich aufzunehmen, sie hat das Wesen der sozialen Gerechtigkeit zu vertiefen, schöpferisch zu gestalten und so ihrerseits zur befreienden, erlösenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts beizutragen.

Im einzelnen jedoch bietet auch hier Wagner des Interessanten genug. Ohne den Gang der sozialen Entwicklung zeichnen zu wollen, erklärt Wagner jedoch das Resultat dahin, daß die Bewegung ein Ziel, einen Zustand erreichen müsse, der dem gegenwärtigen geradezu entgegengesetzt sei. Der Selbstzweck des Menschen werde am voll- kommensten nur in der Gemeinschaft mit allen Menschen erreicht. Sein gesellschaftliches Glaubensbekenntniß werde „nur in einer positiven Bestätigung jener Lehre Jesus' bestehen können, in welcher er er- wähnte: ‚Sorget nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken, noch auch, womit werden wir uns kleiden, denn dieses hat Euch Euer himmlischer Vater alles von selbst gegeben!‘“

Ist diese Auslegung, Auffassung des bekannten Bibelwortes auch anschaubar genug, so wird man sich umso williger dieser Folgerung Wagner's anschließen: „Dieser himmlische Vater wird dann kein anderer sein, als die soziale Vernunft der Menschheit, welche die Natur und ihre Fülle sich zum Wohle aller zu eigen macht.“ — Der von dieser ewigen Sorge ann's Dasein befreite Mensch werde all seinen befreienden

Zhätigkeitstrieb „nur noch als künstlerischen Trieb kundgeben“. So werde die Menschheit in erhöhtem Maße das griechische Lebens- element wiedergewinnen.

Trotzdem bietet uns Wagner im weiteren keine deutlichen, klaren künstlerisch-ethischen Forderungen. Nach vielen weiteren Ergüssen heißt es nur so ganz allgemein: „Ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen, und zu dem wirklichen Genuße dieser Freude unsere Kinder durch Er- ziehung sähig und tüchtig zu machen streben“ — — — „und wie das Wissen aller Menschen endlich in dem einen thätigen Wissen des freien, einigen Menschenthums seinen religiösen Ausdruck finden wird, so werden alle diese reich entwickelten Künste ihren verständnißreichsten Vereinigungspunkt im Drama, in der herrlichen Menschentragedie finden.“ — — —

Und am Ende dieser so mannigfach interessanten Studie zieht Wagner die Summe, indem er im Harmonienbunde zwischen Apollon und Jesus das wahre Heil der Zukunft erblickt: „So würde uns denn Jesus gezeigt haben, daß wir Menschen alle gleich und Brüder sind; Apollon aber würde diesem großen Bruderbunde das Siegel der Stärke und Schönheit aufgedrückt, er würde den Menschen vom Zweifel an seinem Worte zum Bewußtsein seiner höchsten göttlichen Macht geführt haben. So laßt uns denn den Altar der Zukunft, im Leben wie in der lebendigen Kunst, den zwei erhabensten Lehrern der Menschheit errichten: ‚Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudvollen Würde erhob!‘“

Einen Nachhall der hier vorgeführten Anschauungen offenbart auch die derselben Zeit entstammende bedeutende ästhetische Schrift H. Wagner's: Das Kunstwerk der Zukunft.

Der fünfte und letzte Hauptabschnitt dieser Schrift betrachtet den „Künstler der Zukunft“. Zum Schluß beschäftigt hier unsern Künstler wieder das Eigenthumsproblem. Wagner wendet sich mit heftigen Worten gegen die alleinseligmachende Ewigkeit des Eigen- thums.

In einem kurzen Epiloge tritt der Autor für Entwicklung und Fortschritt ein, — er tadelt die Menschheit, deren Sorge um die Zukunft nur ein Ausfluß absolutesten Egoismus sei. Diese Sorge — heißt es da — „sucht im Grunde immer bloß zu erhalten, das, was wir heute gerade haben, für alle Lebenszeit uns zu versichern: sie hält das Eigenthum, das für alle Ewigkeit nicht und nagelfest zu bannende Eigenthum, als den einzig würdigen Gegenstand menschlich thätiger Voraussicht fest, und sucht daher nach Möglichkeit das selbständige Lebensgebahnen der Zukunft zu beschränken, den selbstgestaltenden Lebenstrieb ihr als bösen, aufregenden Stachel, thumlichst ganz auszureißen, um dieses Eigenthum als unverfügbaren, nach dem Naturgesetz der Fäulnisprozent ewig sich neu erzeugenden und ergänzenden Stoff behaglichstem Käuens und Schlingens, vor jeder unbehutsamen Verührung zu schützen.“ — — —

Das ist Geist von Prondhon's und Fourier's Geiste, wie das Weitere. Wagner hat ausgeführt, daß das Volk selbst der wahre Künstler der Zukunft sei, und sieht ob solcher Erkenntniß „den intelligenten Künstleregoismus der Gegenwart in verachtungsvolles Staunen ausbrechen“. Sollte uns etwa künftig der Pöbel im Kunst- machen ablösen. Und er antwortet darauf heidend, daß alle die Laster und Sündenlasten, die Euch an diesem Pöbel anwidern, nur die verzweiflungsvollen Geberden des Kampfes sind, die die wirkliche menschliche Natur gegen ihre grausamen Unterdrücker, die mo- derne Zivilisation, führt, und das Abschreckende in diesen Geberden keines- wegs die wahre Miene der Natur, sondern vielmehr der Widerschein der gleichnerischen Fraße Curer Staats- und Kriminalkultur ist.“ Und fernerhin: „So lange Ihr intelligenten Egoisten und egoistischen Feingebildeten in künstlichem Lüste erblüht, muß es nothwendig einen Stoff geben, aus dessen Lebenssaft Ihr Eure süßlichen Parfums destillirt; und dieser Stoff, dem Ihr seinen natürlichen Wohlgeruch entzogen habt, ist nur dieser äbelathmige Pöbel, vor dessen Nähe es Euch ekelt, und vor dem Ihr Euch im Grunde einzig doch nur durch jenen Parfum unterscheidet, den Ihr seiner natür- lichen Anmuth entpreßt habt.“ —

Späterhin ward Wagner ein anderer. Aus dem Revolutionär und Republikaner ward ein überschwänglicher Monarchist. Ueber solche Wandlungen hat er sich dem im Jahre 1864 in seiner Schrift „Ueber Staat und Religion“ deutlich genug ausgesprochen. Die Veranlassung wird „ein hochgeliebter junger Freund“, der wissen wollte, ob und inwiefern des Meisters Ansichten über Staat und Religion seit der Abfassung der Kunstskizzen in den Jahren 1849 bis 1851 ein anderes Gesicht gewonnen hätten. Wagner er- klärt, daß ihn an der Revolution vorzüglich die sozialen Ideen ge- fesselt hätten. Bei der neuen „Organisation der Gesellschaft zu gleichmäßig verteilter Arbeit“ fand Wagner nämlich, „daß bei gleicher Vertheilung an alle, die eigentliche Arbeit, mit ihrer entstellenden Nähe und Last, geradezu aufgehoben sei, und statt ihrer nur eine Beschäftigung übrig bleibe, welche nothwendig von selbst einen künstlerischen Charakter annehmen mußte.“

Der Künstler in Wagner behielt die Oberherrschafft; wie es scheint, wies er den Künstlern überhaupt die hohe Mission zu, da anzufangen, „wo Politiker und Sozialisten zu Ende wären“. — Und in diesem neuen Geiste entfaltet Wagner seine neuen Ideen über Staat, Monarchie und dergleichen, die uns hier nicht weiter inter- essiren können, ebenso wenig wie die weischwesigen Abhandlungen in demselben Bande über „Deutsche Kunst und deutsche Po- litik“, die keine sozialistische Spur mehr verrathen.

Daß jedoch der Geist des Sozialismus in seinen Hauptproblemen eine Phase seines vielseitigen Geniewesens bedeutete: das sollte Richard Wagner noch am Abend seines arbeitsreichen Daseins vollauf befestigen.

Nach seinem Tode († 1883) erschien der zehnte Band seiner gesammelten Schriften und Dichtungen. Darin nehmen die Abhandlungen über „Religion und Kunst“ vom Jahre 1880 einen breiten Raum ein. Als Ausführungen dazu (1881) gelten die Studien: 1. Erkenne dich selbst und 2. Geldenthum und Christenthum. Da giebt es dann in der Studie 1 wieder Sozialistisches, zum Theil in Verbindung mit der damals brennenden „Judenfrage“. Jedenfalls wurzelte das soziale Problem vom Eigenthum unausrottbar in R. Wagner's Seelenschichte. Man prüfe und beachte folgende Wagner'schen Gedanken, die in eine Resignation auslaufen, daß die Eigenthumsfrage schier unlösbar sei. Wagner schreibt:

„Eine fast größere Heiligkeit als die Religion hat in unserem staatsgesellschaftlichen Gewissen das „Eigenthum“ erhalten: für die Verletzung jener giebt es Nachsicht, für die Beschädigung dieses nur Unerbittlichkeit. Da das Eigenthum als die Grundlage alles gesellschaftlichen Bestehens gilt, muß es wiederum deito schädlicher dünken, daß nicht alle Eigenthum besitzen, und sogar der größte Theil der Gesellschaft enterbt zur Welt kommt. „Offenbar geräth hierdurch, vermöge ihres eigenen Prinzipes, die Gesellschaft in eine so gefährliche Verwirrung, daß sie alle ihre Geseze für einen unmöglichen Ausgleich dieses Widerstreites zu brechen genöthigt ist, und Schutz des Eigenthumes, für welchen ja auch im weitesten völkerrechtlichen Sinne die bewaffnete Macht vorzüglich unterhalten wird, in Wahrheit nichts anderes heißen kann als Beschützung der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden.“ So resignirt pessimistisch braucht man jedoch nicht zu sein, wie Wagner in dieser seiner Schlussfolgerung:

„Wie viele ernste und scharfschauende Köpfe sich der Untersuchung des hiermit vorliegenden Problems zugewendet haben, eine Lösung desselben, endlich etwa durch gleiche Vertheilung alles Eigenthums, hat noch keinen glücken wollen, und es scheint wohl, daß mit dem an sich so einfach dünkenden Begriffe des Eigenthums, durch seine staatliche Verwerthung, dem Leibe der Menschheit ein Pfahl eingetrieben worden ist, an welchem sie in schmerzlicher Leidenkrankheit dahinsinken muß.“

Noch manches den Sozialisten Fesselnde ließe sich aus diesen letzten Skizzen der Wagner'schen Denkarbeit vorführen, so über den Ursprung des Besitzes, über das Entstehen des Geldes, Goldes und Papiergeldes: doch es muß genug sein. Nur ein Wortlein sei noch hergesezt, welches aufs neue darthun kann, daß der Schöpfer des Nibelungenringes damit im Grunde auch ein wesentlich sozialistisches Problem: Wesen, Macht und Fluch des Geldes, des Besitzes — zu schildern unternahm. Das Wortlein lautet: „Der verhängnisvolle Ring des Nibelungen als Wägen-Portefeuille dürfte das schauerliche Bild des gespenstischen Weltbeherrschers zur Vollendung bringen.“

### Kleines Feuilleton.

— Pariser Straßenszene. Ort der Handlung: Rue Leprieuf Montmartre. Ein „Camelot“, umgeben von einer dichten Menge, bringt den neuesten Cassenbauer, der nach der „Sérenade du Paue“ seligen Angedenkens zu singen ist, mit seiner weinheiseren Stimme zu Gehör und begleitet sich dabei mit einer noch heisereren Gitarre, die die Bezeichnung „Klampfer“ verdient. Plötzlich bleibt ihm eine Note im Halse stecken: ein als Schildwache aufgestellter Kamerad hat das verabredete Lösungswort fallen lassen, das das Herannahen der Hüter des Gesezes bezeichnet. Der Sänger durchbricht die Menge und flüchtet sich in den Laden einer Wäscherin, entledigt sich dort des Instruments und verduftet durch eine Hintertür. Die beiden Stadtsergeanten, die gleich- dem „Carabinieri du Noi“ immer zu spät eintreffen, haben das Nachsehen, fassen aber vor dem Laden Posto und wollen da muthig ansharren, bis der unbefugte Sänger sich wieder herauswagt. Dieser ist aber auf einem Umwege zurückgekehrt und hat sich unter die Menge gemischt, von der er erkannt wird. Nun geht das Hänfeln der Stadtsergeanten los und dieses erreicht den Höhepunkt, als der „Camelot“ sehr höflich die beiden Polizisten im Ansturm fragt, ob nicht etwa der König von Siam im allerstrengsten Inkognito auf Montmartre gekommen sei. Die beiden Stadtsergeanten merken wohl, daß sie genarrt werden, allein sie wollen nicht vom Fleck. Erst als die Ulke zu dicht werden, treten sie würdevoll den Rückzug an.

— Versammlung deutscher Naturforscher zu Braunschweig. In einer weiteren Sitzung sprach Prof. Vogel-Berlin über die Entwicklung und den jetzigen Stand der wissenschaftlichen Photographie. In seinem Vortrage kam der Redner nach dem Berichte der „Voss. Ztg.“ auch auf das folgende: Die meisten Menschen sähen in der Photographie lediglich eine billige Porträtkunst und beklagenswerth sei, daß trotz der außerordentlichen Verbreitung der photographischen Praxis so wenig Sinn vorhanden sei für die überaus interessanten und wichtigen chemischen und physikalischen Vorgänge, auf welche sich die Photographie gründet. Die photochemischen Vorgänge beanspruchen eine Bedeutung, die weit über das photographische Gebiet hinausragt. Die Bildung des Blattgrüns im Sonnenlichte unter Zerkleinerung der Kohlensäure und Bildung von Sauerstoff ist ein photochemischer Vorgang, und die Masse des so vom Sonnenlichte erzeugten Farbstoffes überragt bei weitem die Summe aller in sämtlichen chemischen Fabriken der Erde dargestellten Farbstoffe.

Noch gewaltiger gestaltete sich diese Thätigkeit des Lichtes in den Urzeiten der Erde, als unsere Atmosphäre kohlenstoffreicher war, die Sonne noch glühender leuchtete, und Riesensarne unter dem Einflusse des Lichtes emporwuchsen, wie diese in Sand und Thonschlamm begraben wurden, um als Steinkohlen wieder nach Millionen von Jahren aufzuerstehen. Steinkohle ist sozusagen aufbewahrtes Sonnenlicht. Durch den im Licht vor sich gehenden Aftmungsprozeß der Pflanzen wurde allein die Atmosphäre kohlenstoffärmer und sauerstoffreicher und dadurch erst für das Aftmen der Menschen geeignet. Und auch heute wirken die photochemischen Prozesse im Interesse des Menschenwohls, zunächst als Desinfektionsmittel. Durch Einfluß des Lichts auf organische Fäulungsprozesse enthaltende Wasser bildet sich Wasserstoffsuperoxyd, das jene gesundheitswidrigen Stoffe zerstört. Allerdings verrichten die organische Substanzen verschluckenden Algen eine ähnliche reinigende Thätigkeit. Aber das Weispiel der Riesensarne, wie des Ganges, des Nils, in denen solche Algen nicht gefunden werden und die trotz zahlloser Verunreinigungen, die aus den anliegenden Dörfern hineingeführt werden, vollkommen geruchfrei sind, beweisen, daß hier Wasserstoffsuperoxyd eine wesentliche Rolle spielt. Merkwürdig sind auch die ganz zu- und abflußlosen künstlichen Seen des Grunewalds bei Berlin, die schon vor sechs Jahren als künstliche Seuchenherde gebrandmarkt wurden und sich heute noch als vollkommen geruchfrei erweisen. Etwas unangenehm bemerkbar macht sich die chemische Wirkung des Lichts bei dem Verbleichen und Verschließen vieler Farbstoffe. Man schätzt den Verlust, der dadurch in Deutschland eintritt, auf jährlich sieben Millionen Mark. Diesen Thatsachen steht die Bildung an Farbstoffen in Licht gegenüber, das merkwürdigste Beispiel ist die Entstehung des antiken Purpurs durch Wirkung des Lichts auf den gelben Saft der Purpurschnecke. Aber das Licht fabrizirt sogar Stoffe in großem Stile, nicht nur das Chlorophyll, sondern auch den Nibenzucker. Dieser wird nach Girard durch Wirkung des Lichtes in den Wäldern gebildet und wandert des Nachts in die Wurzel.

### Theater.

— Der Verein „Freie Volkssbühne“ Hamburg-Altona wird am seinem nächsten Spieltage (17. Oktober) ein neues Drama von Theodor Kabelitz zur Aufführung bringen. Das Stück, das den Namen „Darum!“ führt, kann man am besten als eine humoristisch-satirische Bauernkomödie bezeichnen.

### Musik.

— Karl Goldmark hat eine neue Oper vollendet. Sie heißt „Die Kriegsgefangene“, hat zwei Akte und behandelt die Geschichte der Königstochter Krisis, der Liebingsflavin Achilles'. Das Werk wird in der zweiten Hälfte der Saison an der Wiener Hofoper zur Aufführung gelangen.

### Erziehung und Unterricht.

— Das große medizinische Institut für Frauen in Petersburg wird im Oktober eröffnet. Das Anstaltsgebäude, dessen Bau im Juni vor. Jz. in Angriff genommen wurde, ist jetzt fertig. Die ganze Anlage umfaßt drei große und mehrere kleinere Gebäude auf der Petersburger Seite. Das vier Stockwerke hohe Hauptgebäude liegt mit einer 210 Fuß langen Front an der Archiereislatrabe und hat 70—140 Fuß Tiefe. Hier befinden sich drei große Lehrsäle und die 21 Fuß hohe Aula, ferner eine Anzahl Kabinets und Laboratorien für Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Histologie, allgemeine Pathologie und Hygiene, die große Bibliothek und die Wohnung des Direktors. Ein zweites, ebenfalls vierstöckiges Gebäude enthält u. a. den anatomischen Lehrsaal und 4 anatomische Arbeitskabinets, sodann die Lehrsäle und Kabinets für pathologische Anatomie, mikroskopische und bakteriologische Arbeiten und die Säle für operative Chirurgie. Hierzu kommen dann noch ein zweistöckiges und drei kleinere Wohnhäuser für verschiedene Beamte und Angestellte, und eine große Station für elektrische Beleuchtung, die 2400 Glühlampen, jede zu zwanzig Kerzen Stärke, speisen wird. Endlich ist vor drei Wochen noch der Grund gelegt worden zu einem Konvikt für 100 Hörerinnen. Die Zahl der bisher aufgenommenen Hörerinnen beläuft sich auf 165. Von ihnen haben 47 die höheren Frauenkurse absolvirt, 17 die ehemalige Schule für Heilgehilfinnen besucht; der Rest besteht aus Gymnasial-Abiturientinnen und solchen Mädchen, die wenigstens die Abiturienten-Prüfung bestanden haben, ohne daß sie ein Gymnasium besuchten. Das Durchschnittsalter der Hörerinnen ist recht hoch, nämlich 24 1/2 Jahre. Die älteste ist 37 Jahre alt. Nach der Religion stehen 90 pCt. Orthodoxen 4 pCt. Katholikinnen und je 3 pCt. Lutheranerinnen und Jüdinnen gegenüber.

### Aus dem Thierreiche.

t. Eine Riesen-Schildkröte von ungewöhnlicher Größe hat der Zoologische Garten in London erworben; sie gehört zu der Art Testudo dauanii, welche die größten Landschildkröten der Welt erzeugt. Das Londoner Exemplar mißt 137 Zentimeter in der Länge und 85 Zentimeter in der Breite. Da das Thier gegenwärtig sich in schlechtgenährtem Zustande befindet, so ist sein Gewicht vorläufig noch nicht seiner Größe entsprechend. Wenn die über dieses Exemplar gegebene Auskunft auf Wahrheit beruht, so hat dasselbe bereits recht viele Jahrzehnte des Lebens hinter sich, es stammt von den Aldabra-Inseln im Indischen Ozean (etwa 7 Breitengrade östlich von der deutsch-ostafrikanischen Küste) und soll bereits 150 Jahre in der Gefangenschaft gelebt haben.

### Aus der Pflanzenwelt.

— H. D. Carroll, ein amerikanischer Reisender, hatte vor einigen Jahren in Zentralafrika eine Baumwollpflanze entdeckt, deren Qualität sowie deren Massenertragniß ihm dermaßen imponierte, daß er ein Quantum Samen nach den Vereinigten Staaten mitbrachte. Mit diesem Samen sind seitdem im Staate Georgia ausgiebige Versuche angestellt worden. Sofern die darüber eingehenden Berichte auch nur annähernd auf Wahrheit beruhen, hat es den Anschein, als ob eine Umwälzung der Baumwoll-Kultur im Anzuge sei. Die „N. Y. H. Z.“ berichtet darüber: Die ersten Versuche mit der neuen Baumwollpflanze fanden im Jahre 1895 im Staate Georgia statt. Von dem damals ausgesäten Samen wurden 57 Baumwollpflanzen erzielt. Der aus diesen Pflanzen erzielte Samen hat sich während der Jahre 1896 und 1897 dermaßen vervielfältigt, daß man für das nächste Jahr umfassende Anpflanzungen in Aussicht genommen hat. Die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten unter Kultur befindlichen Baumwollpflanzen erreichen, je nach der Bodenbeschaffenheit, eine Höhe von drei bis zu sechs Fuß. Während diese Pflanzen, namentlich im ersten Stadium ihres Wachstums, eine außerordentlich sorgfältige Pflege erheischen, ist bei den afrikanischen Pflanzen nur eine geringe Sorgfalt erforderlich. Dabei erlangt die neue Sorte eine Höhe von 12 bis zu 14 Fuß, mit zahlreichen Fruchtzapfen, welche nach erfolgtem Reifen Baumwollflocken von ausgezeichneter Qualität enthalten. Außerdem ist die neue Pflanze von ungemein kräftigem Bau und gegen regnerisches Wetter ungleich widerstandsfähiger wie die amerikanische. Die Versuche mit der neuen Baumwollpflanzung wurden vorzugsweise in Boden unternommen, welcher für die Kultur von Baumwolle für mittelmäßig gilt. Trotzdem war der Erfolg überraschend, und es hat sich die Ueberlegenheit der neuen Pflanze gegenüber der jetzt unter Kultur befindlichen zur Evidenz gezeigt. Während man nämlich im hügeligen Theile des Staates Georgia zwei bis drei Acker Landes zur Erzeugung eines Ballen Baumwolle im Gewichte von fünfhundert Pfund benöthigt, läßt sich an der afrikanischen Seite mehr wie dreimal so viel auf der gleichen Fläche erzielen. —

### Meteorologisches.

— n. Eine interessante Wasserhose wurde am 4. September in Cromer an der Küste von Norfolk beobachtet. Sir William Flower sendet darüber an die Zeitschrift „Nature“ folgende Beschreibung: Das majestätische Schauspiel wurde von zwei verschiedenen Gegenständen gebildet, einmal von der eigentlichen Wasserhose, welche als eine bald in Dampf aufgelöste Wasserfäule von der Fläche der See aufstieg, augenscheinlich durch eine heftige und sehr eng begrenzte Wirbelbewegung der Luft erzeugt wurde, zweitens von einer starken Verlängerung des unteren Randes einer außerordentlich dicken schwarzen Wolke, die gerade über der Wasserfäule stand und in den Wirbel hinein zu hängen schien. Sowohl die Wasserfäule wie die Wolke mit ihrem nach unten gewandten Trichter bewegten sich in gleicher Geschwindigkeit und in derselben Richtung vor dem herrschenden Winde her, indem die Spitze der herabhängenden Verlängerung der schwarzen Wolke stets auf den Mittelpunkt der aufwärts steigenden Wasserfäule zeigte, obgleich Länge, Form und Richtung der letzteren von Zeit zu Zeit wechselten. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

ie. Ein ganzes Bündel wichtiger chemischer Entdeckungen bringt das „Journal der russischen chemischen Gesellschaft“. Zunächst handelt es sich um das Sein oder Nichtsein des Elementes Ruffium, welches von Professor Chruschhoff im Jahre 1887 in dem Monazitande von Nord-Carolina (Vereinigte Staaten) entdeckt wurde; aber diese Entdeckung wurde durch andere Chemiker nicht bestätigt, so daß das neue Element als solches keine Anerkennung in der Wissenschaft erlangen konnte. Durch die neuliche angebliche Entdeckung eines neuen Elementes Radium wurde der genannte russische Chemiker dazu veranlaßt, seine Arbeiten über das Ruffium wieder aufzunehmen. Nach dem vorläufigen kurzen Bericht über seine Ergebnisse hat Chruschhoff das Vorhandensein des Elementes bestätigt gefunden und hat aus einer Menge von 25 Kilogramm seltener Erdmetalle 25 Gramm Ruffium gewonnen. Das Element soll ein Atomgewicht von 70,5 besitzen, und sein Spektrum zeichnet sich durch eine Gruppe grüner und violetter Linien aus, die bei keinem anderen Element vorkommen. Ferner berichtet derselbe Chemiker, daß es ihm gelungen sei, das Cerium, welcher Stoff bisher für ein Element gehalten hat, in 5 Bestandtheile zu zerlegen, deren Atomgewichte freilich sehr nahe bei einander liegen, nämlich bezw. 138, 140, 142, 146 und 156,5 betragen sollen. Endlich will Chruschhoff noch ein weiteres Element in dem Stoffe Didymium entdeckt haben. Es wurde bereits von Auer, dem Erfinder des ersten Gasglühlichts, die Entdeckung gemacht, daß dieser Stoff kein Element wäre, sondern aus zwei Stoffen bestünde, die als Neodym und Praseodym bezeichnet wurden. Chruschhoff hat nunmehr in diesem Stoffe noch ein drittes Element gefunden, dem er den Namen Glaukodym gab. —

### Technisches.

— Eine interessante elektrische Melde-Vorrichtung ist beim neuen städtischen Wasserhebwerk in Buzlau angebracht. Sie soll den Betriebsbeamten in der Förderstation an-

zeigen, daß das Hochdruck-Reservoir gefüllt ist. Erstere, von der das gewonnene Wasser durch zwei Druckpumpen nach dem etwa 1 Kilometer entfernten Hochdruckbehälter gedrückt wird, erhält mit letzterem eine telegraphische Verbindung, deren Strom gerade in der Wasserkammer des Reservoirs unterbrochen ist. Unterhalb dieser Unterbrechungsstelle befindet sich ein sogenannter Schwimmer, der auf dem Wasserpiegel liegt. Steigt das Wasser zur höchsten zulässigen Höhe durch die Speisung der Druckpumpen, so berührt der Schwimmer die Unterbrechungsstelle, der Kontakt ist dadurch hergestellt und im Förderhause ertönt sofort ein Läutewerk, welches dem Maschinenisten anzeigt, daß das Pumpen eingestellt werden muß.

— Die Gesamtlänge sämtlicher Telegraphen der Erde erreicht gegenwärtig, nach der schweizerischen „Vauzeitung“ 7 900 000 Kilometer. Die Einienlänge vertheilt sich auf die verschiedenen Erdtheile wie folgt: Europa 2 840 000, Asien 500 000, Afrika 160 000, Australien 350 000 und Amerika 4 050 000 Kilometer. —

### Humoristisches.

— Sicher! — „Glauben Sie, daß das Fahrrad sich lange als Behikel behaupten wird?“

„Nein. Denn wenn das Strampeln so weitergeht, entwickeln sich die Beine der Menschen in hundert Jahren so, daß sie springen können wie die Fische.“ —

— Aus dem Koufirmanden-Unterricht. Prediger (der die Kinder über die Verurtheilung der Welt, des Fleisches und des Teufels belehrt): „In der vorvorigen Woche kamen wir mit der Welt zu Ende, in der letzten nahmen wir das Fleisch durch und jetzt laßt uns zum Teufel gehen.“ — („Jugend“.)

— Zwei Stülblüthen. Bei einem deutschnationalen Kommerz machte ein Redner: „Diese Begeisterung soll aber nicht als Eintagsfliege in Ihren Herzen lodern...“ Und in einer Wiener Gastwirths-Zeitung stand unlängst zu lesen: „Kann man denn nicht die bittere Pille des Stenerzahlens wenigstens mit dem Mantel der Höflichkeit verpacken? ...“ —

### Vermischtes vom Tage.

— In Breslau ist der Jahntechniker Flieger verhaftet worden. Die Ermittlungen ergaben, laut dem Polizeibericht, daß Flieger in überaus frecher Weise unethische Attentate gegen die in der Marose befindlichen Patientinnen, meist junge Mädchen, verübt hat. Eine beträchtliche Anzahl solcher Fälle wurde festgestellt. Er versuchte auch mehrfach solche Attentate ohne Betäubung. —

— Die nächstjährige Versammlung der deutschen Naturforscher findet in Düsseldorf statt. —

— Aus ist die Komödie! Maria Hausmann hat an ein Nachener Blatt einen Brief gerichtet, in dem sie sich „verwahrt“, daß ihr Mann ein österreichischer Erzherzog ist. —

— Auf den meisten sächsischen Hauptbahnen wird die Bahnsteigsperre im nächsten Dezember, auf sämtlichen Hauptbahnen Mitte 1898 eingeführt. —

— Von seinem Vater zu Tode geprügelt wurde in Wirsricht bei Rosenberg (Oberpfalz) ein Bursche, der einem Arbeiter die Uhr gestohlen hatte. —

— Von einem verkannten „Marterl“ erzählt der Meraner „Burggräber“ folgendes Geschichtchen, das sich kürzlich in Meran zugegetragen hat: An der Kapuzinermauer vor dem Binschgauer Thore ist zu Reklamezwecken für eine Unfallversicherungsgesellschaft ein Radfahrer aufgemalt, wie er vom Rade stürzt. Vor diesem Bild stand nun ein altes Mütterchen, das laut vor sich hin sprechend den armen Unglücklichen bedauerte und für sein Seelenheil andächtig betete. Das Weiblein hatte das Plakat für ein „Marterl“ gehalten, das für einen abgestürzten Radfahrer dort angebracht wäre. —

— In Erzebet-Falva (Ungarn) wurde ein Kaufmann und dessen Frau ermordet und beraubt. Die Leichen wurden furchtbar verblutet und der Loden in Brand gesteckt. —

— Fiume, 23. September. Nach den Aussagen der getreteten Passagiere von dem untergegangenen Dampfer „Jla“ werden bisher 16 Personen vermißt. Die Zahl der Verunglückten konnte immer noch nicht festgestellt werden. —

— In Algier wurde am 20. September ein Soldat erschossen. Er hatte einem Corporal einen Faustschlag ins Gesicht gegeben. —

— Ein Bößchen! Der Direktor des Waldorf-Hotels in New-York erhält 250 000 Doll. Gehalt und 3 pCt. vom Netto-Ertrag des Gasthauses jährlich. —

— Den „Times“ wird aus St. John gemeldet: Der arktische Forscher Lieutenant Peary ist von Grönland hier wieder eingetroffen. Es ist ihm gelungen, die Ueberbringung des Meteoriten von Kap York glücklich durchzuführen. Der Meteorit ist der größte, den man bis jetzt gefunden, und wiegt 900 Zentner. Lieutenant Peary hat auch sechs Eskimos an Bord, die ihn im nächsten Sommer auf seiner Reise nach dem Norden begleiten wollen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 26. September.